

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 16 (1940-1941)
Heft: 27

Artikel: Im Dienste der Heimat
Autor: Mattes, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-712312>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

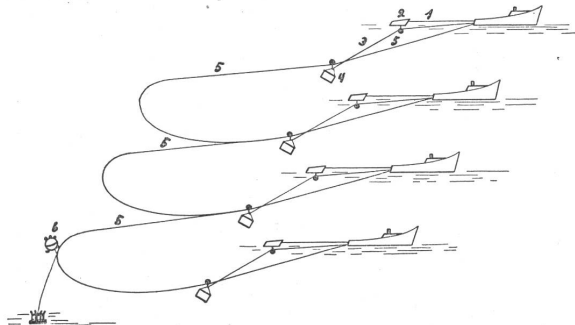
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gefaßte Ankertau der Mine (e) gleitet der Räumleine entlang in den Sprenggreifer der Seitenotter (siehe Bild 5 der Bilderseite) und wird von diesem durchschnitten, die Mine taucht auf, wobei sie in erster Linie durch die eigene Selbstentschärfungsvorrichtung unschädlich gemacht werden soll. Wo immer möglich, werden die aufgetauchten Minen durch Artilleriebeschuß von mindestens 3,7-cm-Granaten gesprengt. Diese schnellen Suchgeräte werden in der Regel von Zerstörern und Torpedobooten gefahren. Sie gestatten Geschwindigkeiten bis zu 28 km pro Stunde.



Die Mehrschiffsgeräte sind auf folgendem Prinzip aufgebaut (Zeichnung 3): je nach der gewünschten Tauchtiefe wird die Schleppboje (2) an einer kürzern oder längeren Bojenleine (1) geschleppt, wobei eine kurze Leine eine größere Tauchtiefe des Drachens 4 ergibt und umgekehrt. Die Drachenleine (3) führt vom Schiffsheck durch die Tragrolle der Schleppboje (2) zum Drachen. Die Suchleine (5) geht durch die Drachenrollen von Deck zu Deck und ist dort in Ausklinkvorrichtungen

eingehängt. Wird nun das Ankertau einer Mine von der Suchleine gefaßt, so entsteht ein starker Zug, der die Suchleine auf dem nähergelegenen Schiff zum Ausklinken bringt und damit anzeigt, daß das Fahrwasser nicht frei ist. Die Mine selbst wird bei den einfachen Geräten dieser Art vorerst nicht unschädlich gemacht, deshalb dienen diese Geräte auch in erster Linie nur der Nachprüfung, ob gewisse Fahrinnen minenfrei sind und daher sicher befahren werden können. Beim Einsatz von 5 Fahrzeugen und bei Bootsabständen von 200 m kann also eine Fahrinne von 800 Meter Breite abgesucht werden. Die Unschädlichmachung der dabei festgestellten Minen wird anschließend durch Einschiffsgeräte vorgenommen werden müssen. Neuerdings werden aber auch Mehrschiffsgeräte eingesetzt, die entweder durch automatisch ausgesetzte Bojen die Standorte der aufgefundenen Minen markieren oder durch Sprenggreifer das Ankertau der Mine zersprengen oder die Mine selbst zur Explosion bringen.

Was die für das Minensuchen und Minenräumen eingesetzten Schiffe anbelangt, so ist vor allem wichtig, daß sie einen kleinen Tiefgang haben, um möglichst wenig selbst der Zerstörung durch Minen ausgesetzt zu sein. Ältere Minensuchboote weisen noch einen Tiefgang von 2,2 m bis 2,8 m auf, bei den neueren, bedeutend kleineren Booten konnte durch verschiedene Spezialkonstruktionen der Tiefgang sogar bis auf 1,1 m verkleinert werden. Trotzdem bleibt die Aufgabe dieser Boote nach wie vor eine sehr gefährvolle, von etwas mehr als 700 englischen Minensuch- und Räumbooten sollen im Weltkrieg 1914/18 nahezu 200 auf Minen aufgelaufen und gesunken sein, die Zahl der von englischer Seite in der gleichen Zeitperiode unschädlich gemachten Minen wird auf rund 24,000 geschätzt.

K. E.

IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes

(42. Fortsetzung)

«Ich danke Dir, Mädchen der Wüste, aber wie kommt es, daß Du die Sprache der Ungläubigen sprichst?»

«Ich war in Colomb Bechar die Sklavin eines reichen Muselmanen, der einen weitverzweigten Handel betreibt. Meine Eltern, die beide einer Seuche erlagen, waren ihm schon zu eigen und so bin ich in seinem Hause aufgewachsen. Dort lernte ich diese Sprache, denn viel Franzosen gingen in seinem Hause aus und ein. Ben Mulay ist ein alter Freund von ihm, der alle Jahre zwei- bis dreimal nach Colomb Bechar kommt mit einer Karawane und dort Waren eintauscht. An ihn hat mich mein Herz verschenkt.»

«Wie heißest Du...?»

«Man nennt mich Fatme.»

«Wo ist Dein Herr, daß ich ihm danke...?»

«Treten Sie ihm noch nicht unter die Augen. Noch müssen Sie krank sein für ihn. Erst müssen Sie sich mit den Sitten unserer Leute vertraut machen.»

«Wer soll mich das lehren...?»

«Ich.»

So bin ich denn ein Schüler dieses Mädchens geworden. Sie lehrte mich die strengen Riten des Islam, zeigte mir, was gebräuchlich war und brachte mir schließlich auch Kleider der Einheimischen. Meine zerfetzte Legionäruniform verbrannte sie. Inzwischen war auch die Wunde in meinem Gesicht gut verheilt und oft kam mich die Sehnsucht an, hinauszugehen. Eines Tages kam Fatme mit sehr besorgtem Gesicht. Ich fragte sie nach der Ursache ihres Kummers.

«Der Sohn des Häuptlings leidet an starkem Fieber und man schreibt dies Ihrem Hiersein zu. Ihr Leben steht in Gefahr.»

«Und wenn es mir gelänge, das Fieber zu bekämpfen...?»

Ihr Gesicht leuchtete auf: «Das vermöchte vielleicht Ihr Leben zu retten.»

«Gut...! Führe mich zu Ben Mulay.»

Noch hatte ich eine Schachtel Chinin. Dies und ein wenig Glück. Vielleicht gelingt es mir, mich auf diese Weise zu retten. So führte mich Fatme in eine anstoßende Casbah.

«Hier wohnt Ben Mulay. Hoffentlich ist Ihr Mittel gut, denn niemand weiß den Fiebern des Jünglings zu wehren.»

In einem großen, rechteckigen Raum, der reich mit Teppichen belegt war, saß ein Mann, der mich mit finstern Augen fixierte. Fatme sprach einige Worte zu ihm und führte mich in einen anstoßenden Raum, wo ein großer, schlanker Knabe sich auf einem Fellager wälzte und wirre Worte sprach. Ich fühlte den Puls, der nur so flog. Stoßweise ging sein Atem und gläsern sahen seine Augen in die Ferne. Eine Lungenentzündung, das sah ich auf den ersten Blick. Ich gab ihm, auf mein Glück vertrauend, von meinen Tabletten. Zwei volle Tage wachten Fatme und ich bei ihm und pflegten ihn. Da ließen die Fieber nach und der Knabe war gerettet. Seit diesem Tage bin ich der Freund Ben Mulays. Er schenkte mir eine eigene Casbah, Kleider und alles, was ich zum Leben brauche. Die anfänglich mißtrauischen Bewohner dieses Wüstendorfes sind freundlicher geworden, besonders da ich mich mühe, durch gar nichts als Fremdling aufzufallen. Der Legionär «Cinquante neuf» ist tot. Ich aber lebe als ein Araber unter Arabern und nie wird die französische Regierung nach mir suchen.

Im Wüstendorfe X.

Jahre sind vergangen und ich habe dieses Büchlein vergessen, bis es mir dieser Tage in die Hände fiel. Warum...? Das stille Glück, das mir beschieden war, braucht keine Worte. Fatme, die Gute, ist meine Frau geworden. Ben Mulay hat sie mir geschenkt zum Dank für die Rettung seines Knaben. Sie aber hat mir zwei Söhne geboren, braune Wüstensöhne mit tiefen dunklen Augen, aus denen mir die Freude entgegenlacht. Fatme ist die beste Frau, die ich mir denken kann und ihre Liebe zu mir ist ohne Grenzen wie die Wüste, die meine Heimat geworden ist.

„Mein erster Handgranatenwurf“

In Nr. 23 vom 7. 2. 41 der Armeezeitung «Der Schweizer Soldat» veröffentlichten wir aus der Feder eines jungen Offiziers einen vom Verfasser als «psychologisch-humoristische Studie» bezeichneten Aufsatz «Mein erster Handgranatenwurf».

Der Kommandant der Schießschule ersucht uns im Anschluß an diese Veröffentlichung um Bekanntgabe folgender

Berichtigung.

Zum Aufsatz «Mein erster Handgranatenwurf» in Nr. 23 vom 7. 2. 41 der Armeezeitung sind folgende Feststellungen zu machen:

1. Das in dem erwähnten Aufsatz geschilderte «Zählverfahren» widerspricht den einschlägigen Vorschriften für die Ausbildung. Es ist vom Verfasser frei erfunden und darf nicht angewendet werden, weil es

gefährlich ist und zu Unglücksfällen führen könnte. Die Ausbildung im Handgranatenwerfen hat bis in alle Einzelheiten nach den Bestimmungen des «Technischen Reglementes Nr. 8» zu erfolgen.

2. Langjährige Erfahrungen zeigen, daß eine Furchtsamkeit, wie sie im erwähnten Aufsatz geschildert wird, sozusagen nirgends vorkommt. Beim Werfen scharfer Handgranaten zeigt sich vielmehr immer eine männliche Freude. Wer beim Handgranatenwerfen so empfindet, wie dies vom Verfasser geschildert wird, der würde besser tun, seinen Soldatenrock auszuziehen, denn er ist als Soldat unbrauchbar.

Wallenstadt, den 22. 2. 41.

Der Kommandant der Schießschule:
(gez.) Düniker.

Die Meinung eines Soldaten zur Revalinitiative

Die durch den Aktivdienst verursachten wirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen viele Wehrmannsfamilien zu kämpfen haben, führten bei vielen Soldaten zu einer Verärgerung. Es liegt ja schon in der Natur des Schweizer, zu schimpfen, und wenn seine Familie auf die Lohnausgleichskasse angewiesen ist und er nicht weiß, ob er nach einer Entlassung überhaupt arbeiten kann, so liegt es geradezu auf der Hand, daß sich seine Mißstimmung in unmißverständlichen Perlen unseres Sprachgebrauchs Luft macht. Dies liegt im Zeichen unserer Zeit.

Was aber nicht im Zeichen unserer Zeit liegt, ist die Taktik gewisser Kreise, die es verstehen, diese Verärgerung nicht nur zu schüren und übertrieben darzustellen, sondern sie zu ihren Zwecken auszunützen. So verstehen es auch die Initianten der am 9. März zur Abstimmung gelangenden Reval-Initiative, diese Verärgerung ihren Zwecken dienlich zu machen und daraus eine förmliche Volksbewegung gegen Bern zu konstruieren. Wie man hört, bezweckt diese Initiative nichts anderes als die Wiederherstellung des frühern Zustandes im Alkoholwesen, d. h. die Gewährung der hemmungslosen Schnapsproduktion durch unsere Obstbrenner. Daß mit einer solchen Lösung, die eigentlich gar keine Lösung ist, die wertvollen Fortschritte im Obstbau und in der Obstverwertung über den Haufen geworfen werden, liegt auf der Hand. Auch der Soldat muß sich dabei an die Stirne greifen und fragen: Ist dies tat-

sächlich ein Gebot der Zeit, daß wir unser Obst zu Schnaps machen, daß wir ein Nahrungsmittel, wie es unser Obst darstellt, in seinem Werte herabsetzen und damit unsere Volksgesundheit gefährden? Sollte im Rahmen des Anbauwerkes, von dem jetzt so viel geschrieben wird, nicht auch das Obst zum Wohle des Volkes verwertet werden?

Der Soldat wird zu den Forderungen dieser Initianten «nein» sagen. Und der Verärgerte wird seine Mißstimmung nicht dafür hergeben. Er wird nicht zugeben, daß seine Familie, die auch verbilligtes Obst beziehen konnte, dieses Segens verlustig geht; er will nicht, daß seine Kinder, die Süßmost trinken, als Angehörige eines vom Schnaps überfluteten Landes aufwachsen. Trotz seiner Verärgerung sagt er hierzu «nein», denn auch er sieht die Zeit kommen, da er wieder in geordneten Verhältnissen seinem Beruf nachgehen und seiner Familie leben kann. Er weiß auch, daß auf Grund der gegenwärtigen Alkoholordnung allein im Jahre 1940 ein Reingewinn von 14 Millionen Franken zu gleichen Teilen dem Bund und den Kantonen für soziale Zwecke, wie Alters- und Hinterbliebenenversicherung, verteilt werden konnte und daß durch die Annahme der Revalinitiative eine neue Schuldenwirtschaft Platz greifen würde, die ja schließlich auch wieder vom Steuerzahler getragen werden müßte.

Deshalb sagt er «nein»!

Tf.Sdt. Paul Bürgin.

Dann und wann ziehe ich hinauf nach Colomb Bechar, nach Bou Denib oder hinüber an den Ued Draa mit der Karawane Ben Mulays und immer gelingen mir gute Geschäfte. Bald werde ich eigene Kamele haben, denn die Summe, die ich in der Legionszeit auf mir trug, hat sich vervielfacht. So fehlt mir nichts zu meinem Glück.

Aber dann und wann, wenn ich in kalter Nacht draußen in der Wüste mein Zelt aufgeschlagen habe, irgendeine Karawane begleitend, oder wenn ich an der Seite Fatmes ruhe in meiner Casbah, dann kommen mir Vater, Bruder und Schwester in den Sinn und eine Sehnsucht faßt mich nach meiner Heimat, wie ich es nie gedacht. Dann aber denke ich an mein Glück in der Wüste, an Fatme und die beiden braunen Knaben, um das zehrende Weh zum Schweigen zu bringen.

Grenzschutzkaserne B, den 2. Juli 1938.

Das hätte ich nicht gedacht, daß ich je wieder einmal in meinem Leben das Soldatenkleid meiner Heimat tragen würde. Aber mein Dasein will sich nicht auf die Dauer in ruhigen

Bahnen bewegen. Das Heimweh, das ich einst an meinem Legionskameraden Franz Knecht verachtete, hat auch mich erfaßt, mitten in meinem glücklichen, ruhigen Wüstendasein. Immer stärker packte es mich, ließ mich Tag und Nacht nicht mehr los und tötete meine Ruhe. Aber Fatme, die Gute, hat es gespürt, noch ehe es mir recht zum Bewußtsein kam und eines Tages stellte sie sich vor mich hin und sprach, ihre großen, schönen Augen auf mich gerichtet:

«In Deinem Herzen wohnt die große Sehnsucht nach Deiner Heimat. Ich spüre es, wenn Dich des Nachts der Schlummer flieht und Du am Tage mitten in der Arbeit stehen bleibst und versonnen ins Weite siehst. Ich war glücklich mit Dir und nichts in der Welt ist mir teurer als Du. Aber Du bist kein Kind der Wüste und die große Sehnsucht macht Dich krank. Darum bitte ich Dich, gehe dahin, wo Deine Seele ihre Ruhe findet. Ich werde warten, bis Du wiederkehrst; wenn Du die Sehnsucht an Deiner Heimat gestillt hast, die Dir in der Erinnerung zum goldenen Lande geworden. Gehe... gehe... ich bitte Dich darum.»

(Fortsetzung folgt.)